

Ernst Peter Fischer

Die Charité

Ernst Peter Fischer

DIE CHARITÉ

Ein Krankenhaus in Berlin
1710 bis heute

Siedler



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Artice Paper Munkedals AB, Schweden

Erste Auflage

Copyright © 2009 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg, unter Verwendung
einer kolorierten Radierung von Matthias Seutter (Charité um 1740),

© Stadtmuseum Berlin, Foto: Christel Uhmann

Lektorat: Annalisa Viviani, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2009

ISBN 978-3-88680-880-9

www.siedler-verlag.de

*Für alle, die zur Geschichte der Charité beigetragen
und dabei vornehmlich an die Versorgung von Menschen
gedacht haben.*

Inhalt

Vorwort	9
EINFÜHRUNG	
Aus der Geschichte der Charité	13
KAPITEL 1	
»... es soll das haus die Charité heißen«	
Von den Anfängen der Charité bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts	19
KAPITEL 2	
»Das Leben wird immer etwas Besonderes bleiben«	
Von 1810 bis zur Reichsgründung	49
KAPITEL 3	
»Eine zwingende Waffe im Kampf gegen Krankheit und Tod«	
Von 1871 bis 1918	91
KAPITEL 4	
Taten Ärzte »ihr Werk frei von zeitgebundenen Kräften?«	
Die Weimarer Republik und die NS-Zeit	131
KAPITEL 5	
»Die große Krankenstadt lebt und arbeitet«	
Nach dem Zweiten Weltkrieg im geteilten Deutschland	175

KAPITEL 6

»Forschen, lehren, heilen, helfen«

Die Charité nach der Wende 229

AUSBLICK

Das Krankenhaus als Unternehmen 261

ANHANG

Anmerkungen 269

Tabellen 275

Daten zur Geschichte der Charité 277

Literaturhinweise 280

Dank 282

Bildnachweis 283

Personenregister 284

Vorwort

Krankenhäuser sind – wie andere soziale Institutionen – durch eine humane Idee charakterisiert und verfügen über eine wechselhafte Geschichte. So auch die Charité, die berühmte Berliner Krankenanstalt, deren Name – aus dem lateinischen *caritas*, der Nächstenliebe, abgeleitet – bereits Programm ist. Wer hier arbeitet, kann oft einen gewissen Stolz auf die Zugehörigkeit und ein Gefühl der Zuneigung für dieses traditionsreiche Zentrum der Medizin nicht verhehlen. Und in der Tat verdienen die Menschen, die zur stolzen Geschichte dieses weltbekannten Krankenhauses beigetragen haben, unsere größte Anerkennung, weil sie das, was als niedrig gebautes, kleines Pesthaus vor den Toren der Stadt begonnen hat, zu einer großen Institution entwickeln konnten, von der ein hoch aufragender Teil heute mitten in Berlin zu sehen ist und vom Leuchten der Medizinwissenschaft kündigt.

Selbstverständlich ist hier nur eine gedrängte, schlaglichtartige Darstellung der vielschichtigen Abläufe möglich, die zu einer ebenso gezielt angelegten wie sich ständig verzweigenden Institution wie der Charité mit einem wirkungsvollen Namen gehören, der in goldenen Lettern am Eingang zu lesen ist. Wir können bestenfalls skizzieren, wie aus höchst bescheidenen, ärmlichen Anfängen eines der forschungsorientiertesten Krankenhäuser aufblühen konnte, auf das Menschen in der ganzen Welt ihren Blick richten.

Man sollte sich die Charité vor allem als einen Ort der Krankenversorgung – als Hospital – vorstellen, in dem daneben ständig etwas anderes zu finden war beziehungsweise gesehen wurde – erst ein Armenhaus, später ein politisches Prestigeobjekt und in diesen

Tagen ein klinisches Forschungszentrum als Teil der Berliner Universitäten. Die Charité hat über einen Zeitraum von dreihundert Jahren eine vielfältige, nie geradlinig verlaufende Entwicklung mit allen möglichen Varianten und Wendungen durchgemacht.

Wir haben uns vorgenommen, dreihundert Jahre Geschichte der Charité auf rund dreihundert Seiten darzulegen, Dabei soll neben den politischen Zeitläuften, die vom preußischen Königtum über das deutsche Kaiserreich (vgl. Tabelle 1, S. 275), die Weimarer Republik, den NS-Staat und ein in Ost und West geteiltes Deutschland bis zur Gegenwart der Berliner Republik führen, auch die ungeheuer dynamische Entwicklung der medizinischen Wissenschaft im Auge behalten werden. Sie musste anfangs noch ohne die besonderen diagnostischen Methoden und Instrumente auskommen, die zeitweise den medizinischen Fortschritt entscheidend bestimmten, und sie sah sich außerdem in vielen Fällen einem bedrückenden therapeutischen Nihilismus ausgeliefert.

Da werden viele Namen nicht genannt und viele Aspekte unerwähnt bleiben. Trösten wir uns damit, dass jede Geschichte der Charité immer nur einige Aspekte der großen, ehrwürdigen Institution erfassen kann. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die Charité im Herzen Berlins sich so schnell weiterentwickeln wird, dass viele hier eben noch als neu geschilderten Entwicklungen schon überholt sein werden, wenn das Buch zur Hand genommen wird. Das Versprechen von Gesundheit, das in der Charité und in anderen medizinischen Institutionen zum Ausdruck kommt, bleibt eine unendliche Geschichte. Es gilt, sie so spannend darzustellen, wie sie in der Wirklichkeit gewesen ist und wie sie es sicher noch lange bleiben wird.

Man kann nur staunen über die vielen medizinischen Entwicklungen, die im Laufe dieses großartigen Werdens in Gang gesetzt wurden. Und man darf sich darüber wundern, wie das Bemühen um die Gesundheit trotz der turbulenten Wechselfälle der Geschichte in Europa in den letzten dreihundert Jahren konstant aufrechterhalten und von Erfolg gekrönt wurde. Die Charité hat diesen Zeit-

raum erlebt und mitgeprägt. Herzliche Gratulation zum dreihundertjährigen Bestehen! Sicher wird es in den kommenden Jahrhunderten gelingen, das Ziel im Auge zu behalten, das wir Gesundheit nennen und für das sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der »großen Krankenstadt« in Berlin einsetzen. Charité – Nächstenliebe – wird stets zu den Aufgaben von Menschen gehören, und die Charité wird sich ihr immer neu stellen.

Ernst Peter Fischer

Konstanz, im Mai 2009

EINFÜHRUNG

Aus der Geschichte der Charité

»Aus christlicher Liebe denen armen Kranken beyzuspringen« – diese aus den Charité-Annalen stammenden Worte beschreiben eine dringende Aufgabe zu Beginn des 18. Jahrhunderts.¹ Sie sollte in dem sich bald als Großstadt präsentierenden Berlin mithilfe einer Anstalt erfüllt werden, die deswegen den schönen französischen Namen der Barmherzigkeit bekam. Die Anweisung dazu stammt aus dem Jahr 1727; zu verdanken ist sie dem preußischen König Friedrich Wilhelm I., der damit die eher schlichte Anlage adelte, die sein Vorgänger, Friedrich I., 1710 vor den damaligen Toren Berlins hatte errichten lassen, um gegen eine Pestepidemie gewappnet zu sein.²

Das Charité-Haus

Aus einer *Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam und alle daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten* von Friedrich Nicolai (1779):

»König Friedrich I. ließ im Jahr 1710, da die Pest in seinen Landen wütete und er besorgt war, dass dieses Übel, das schon bis Prenzlau gekommen war, sich auch nach Berlin verbreiten möchte, den Grund dazu [d. i. zum Charité-Haus] legen und bestimmte das damals errichtete Gebäude zu einem Lazareth für arme hiesige Einwohner, im Fall sie sollten von der Pest angesteckt werden; da aber solches nicht geschah, sollte es zu einem Hospitale und Arbeitshaus angewandt werden.«

Tatsächlich rückte im frühen 18. Jahrhundert der gefürchtete Schwarze Tod von Norden und Osten her bedrohlich auf die bevölkerungsreiche preußische Hauptstadt heran; allein in Schweden und Polen waren schon Zehntausende von Toten zu beklagen gewesen. Gezielte Gegenmaßnahmen, mit denen einer Seuche dieser Art Einhalt zu bieten war, standen den Medizinern damals kaum

zur Verfügung, aber die Verantwortlichen wollten trotzdem nicht tatenlos zusehen, wie Menschen unversorgt blieben und starben.

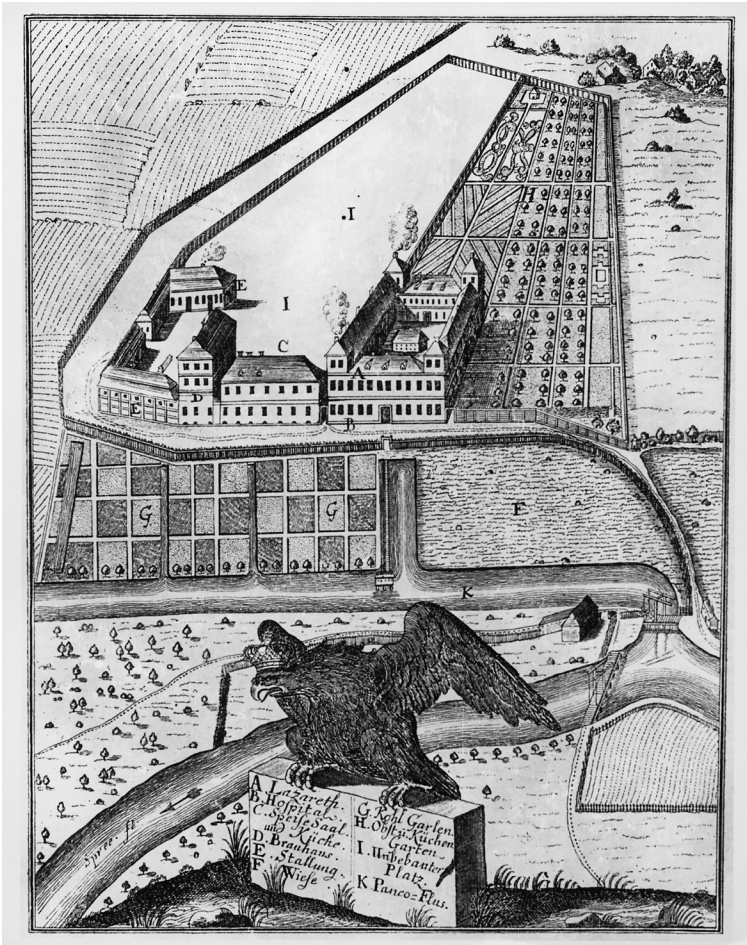
Um zumindest ein wenig gewappnet zu sein, begannen im Frühjahr 1710 die Bauarbeiten für ein nordwestlich hinter dem »Spandowschen Tor« gelegenes »Lazareth«, das Pestkranke aufnehmen und als Quarantänehaus dienen sollte.

An der Außenseite wurde das Gebäude von Kanälen umsäumt, damit »den Armen und Dürftigen geholfen und die Angesteckten von den Gesunden abgesondert werden möchten«. Und an der Innenseite legte eine königliche Anweisung über »Lazareth-Häuser« fest: »Zwischen den Bett-Stätten von beyden Seiten muß genugsamer Raum bleiben, damit den Kranken nothwendige Handreichung geschehen könne, auch wenn etwa ein- oder anderer derselben gestorben, dass er ohngehindert möge weggebracht werden.«³

Berlin hatte Glück. Der Schwarze Tod kam nur bis Prenzlau, und das provisorische Pesthaus konnte kurzfristig anderen Zwecken dienen – zum langfristigen Vorteil erst für die Bedürftigen und dann für alle Menschen. Im Lauf der kommenden Jahrhunderte stieg es von einem armseligen Arbeitshaus für Wohnungslose und einem elenden Aufenthaltsort für so genannte Krätzekranke – sie litten zum Teil unter einem fürchterlich juckenden Milbenbefall der Haut – zur größten Universitätsklinik in Europa auf. Die Institution, die sich heute »Charité – Universitätsmedizin Berlin« nennt, hat ihren Hauptsitz nicht mehr außerhalb der Stadt, sie liegt vielmehr längst in ihrer Mitte und hat insgesamt riesige Ausmaße angenommen.

So zählte zum Beispiel die Charité im Jahr 2007 3240 Betten, in denen stationär etwa 128 000 Patienten von gut 14 500 Mitarbeitern versorgt wurden, die sich zusätzlich um knapp eine Millionen Menschen zu kümmern hatten, die ambulant um medizinische Hilfe nachsuchten.

Mit der neuen, stärker der Forschung zugewandten Charité ist aus dem früheren Pesthaus am alten Ort ein sich verzweigendes



Grundriss der Anlage der Charité:

1710 Bau eines Pesthauses, 1726/27 Erweiterung zum Hospital.

Kupferstich, nach 1727.



Die vier Standorte der Charité in den Berliner Stadtgrenzen.

Netzwerk wissenschaftlicher Tätigkeit entstanden, in dem mutige und ehrgeizige Pläne für eine evolutionäre Zukunft der Medizin entworfen werden. Dies geschieht in der Hoffnung, das große Versprechen von Gesundheit immer besser einlösen zu können, das mit dem Aufkommen des modernen wissenschaftlichen Denkens im Europa des frühen 17. Jahrhunderts zwar vorsichtig, aber klar vorgegeben worden ist und an dessen Umsetzung wir letzten Endes von der Geschichte gemessen werden.



Das neue Logo der Charité.

Als das frühere Pesthaus 1727 den Namen Charité erhielt und zunächst als Hospiz für Altersschwache, Bettler, »uneheliche Schwangere und Prostituierte« diente und auch die Fürsorge einer zunehmenden Zahl von Armen übernahm, feierte die moderne Idee der Wissenschaft gerade ihren hundertsten Geburtstag. Der nicht zu-

letzt für die Medizin relevante Grundgedanke stammt aus den Tagen vor dem Dreißigjährigen Krieg und kann am besten in den Worten ausgedrückt werden, die Bertolt Brecht im *Leben des Galilei* dem italienischen Astronomen und Mathematiker in den Mund legt: »Ich halte dafür, dass das einzige Ziel der Wissenschaft darin besteht, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern.«⁴

Galilei hält also Brecht zufolge keinen anderen Grund für das Forschen für erwähnenswert. Diese wissenschaftliche Vision eines besseren Lebens bestimmt unsere Gegenwart mehr als alle Kriege, die geführt wurden, auch wenn viele Historiker dies gern übergehen oder ganz anders sehen. Allerdings brauchte diese grandiose Vorgabe Zeit, um umgesetzt zu werden und sich in der Alltagswirklichkeit niederzuschlagen. Immerhin war die wesentliche Aufgabe der menschlichen Vernunft jetzt formuliert, und damit konnte ein neuer Gedanke die Welt bewegen und beeinflussen. Diese Idee besagte, dass Fortschritt im Lauf eines irdischen Lebens möglich ist und von den Menschen bewerkstelligt werden kann. Tatsächlich nahmen sie schlechte Ernten oder verheerende Epidemien nicht mehr als unvermeidliche Schicksalsschläge oder als göttliche Bestrafungen hin. Die Menschen der aufgeklärten Neuzeit fingen an, sich gegen zufällige Schicksalsschläge und nachhaltige Naturkatastrophen zur Wehr zu setzen. Sie taten dies mit den Mitteln des Verstands und der Vernunft, für deren systematischen Gebrauch es spätestens seit den Tagen von René Descartes – also seit der Mitte des 17. Jahrhunderts – eine methodische Anleitung gab.

Die aufkommende Rationalität wollte bald mehr als nur »aus christlicher Liebe denen armen Kranken beyspringen«, wie man damals zu sagen pflegte. Sie wollte darüber hinaus mit empirisch-wissenschaftlicher Hilfe den Kranken den Weg zur Gesundheit ermöglichen – und zwar aus Sorge um die Menschen und Liebe zu ihnen. Beide tragen unabhängig vom Stand der Wissenschaften mit zum humanen Versprechen von Gesundheit bei, die als Grundlage für ein Leben in Würde gilt.

KAPITEL 1

»... es soll das haus die Charité heißen«

Von der den Anfängen der Charité bis zum Beginn
des 19. Jahrhunderts

Diese Worte notierte der preußische König Friedrich Wilhelm I. am 14. Januar 1727 mit eigener Hand auf einer dringlichen Eingabe. Sie betraf ein Lazarett, das 1710 unter seinem Vorgänger Friedrich I. gebaut worden war, der als Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen zum ersten »König in Preußen« erhoben und am 18. Januar 1701 auf erstaunlich aufwändige Weise in Königsberg gekrönt worden war.¹ Zeitgenössischen Berichten zufolge setzten sich mehr als 30 000 Pferde in Bewegung, um die kurfürstliche Familie und ihre Staffage in knapp 2000 Kutschen von Berlin an den Krönungsort zu bringen, von dem aus dann Herolde verkündeten, dass aus dem zerrissenen Herzogtum Brandenburg-Preußen ein souveränes Königreich Preußen geworden sei.



Das Wort Charité in der handschriftlichen Randbemerkung von
König Friedrich Wilhelm I. vom 14. Januar 1727, das lange Zeit als Logo diente.

Die Krönung von 1701 erfolgte nicht isoliert. Vielmehr erhöhten damals viele Fürsten in den Gebieten des aus dem Mittelalter hervorgegangenen Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation ihren Rang. Sie unternahmen dies – unter Zustimmung des amtierenden Kaisers Leopold I. –, um sich vermehrt an den üblichen Machtspielen zu beteiligen und in der Lage zu sein, auf höfischen

Festen umfangreiche Netzwerke der diplomatischen und familiären Art zu knüpfen. Friedrich I. liebte die Prachtentfaltung, was ihn in Charlottenburg eine Schlossanlage mit Lustgarten anlegen und in der ganzen Stadt Skulpturen aufstellen ließ – so etwa ein Reiterstandbild von Andreas Schlüter, das den Regenten höchstselbst als Großen Kurfürsten zeigt. Berlin wurde eine elegante Residenzstadt, in der Friedrich I. noch vor seiner Krönung eine »Societät der Wissenschaften« ins Leben rief, die sich bald den Beinamen »Königlich-Preußisch« zulegen durfte und aus der später die bis heute tatkräftige Akademie der Wissenschaften hervorgegangen ist.

Erheblich zur Gründung der »Societät« beigetragen hat der nicht allzu lang in Berlin weilende Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der aus diesem Anlass sogar eigenhändig ein Medaillon entwarf. Es zeigt neben einem Porträt des Kurfürsten und baldigen Königs auf der Rückseite den brandenburgischen Adler, der im Begriff ist, sich zu den Sternen aufzuschwingen. Unter dem Wappentier ist als lateinische Inschrift zu lesen: »Cognata ad sidera tendit.« – »Das Wissen strebt nach den Sternen.«

Dieser Anspruch verrät unüberhörbar den aufkommenden Geist der Wissenschaften, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Europa geweckt worden war und sich durch den inflationären Gebrauch des Wortes »neu« zu erkennen gab. Die Menschen des damaligen Zeitalters wollten von Grund auf ein neues Werk, ein *novum organon*, schaffen. So nutzten sie zum Beispiel ein neues Instrument – das Fernrohr –, um mit ihm eine neue Astronomie zu entwickeln, die bald allgemein eine neue Wissenschaft nach sich zog, die selbstverständlich eine neue Methode brauchte, die sich dann neue Ziele suchte. Eines bestand in einem neuen Verständnis des menschlichen Körpers, der erst anatomisch, dann mikroskopisch und schließlich physiologisch erkundet wurde, um unter anderem möglichst umfassend für den Kampf gegen Krankheiten gewappnet zu sein und für die Erhaltung der Gesundheit sorgen zu können. Ein Vorhaben dieser Art hat selbst der eher als Mathematiker und Philosoph bekannte Descartes 1645 als »Hauptziel seiner

Studien« bezeichnet. Der neue methodische Wissensdrang strebte sowohl nach außen – zu den Sternen – als auch nach innen – zu den Organen. Die Forscher begannen vorsichtig, die Eigenschaften des Leibes mittels technisch-mechanischer Vorrichtungen wie Pumpen und Röhren zu verstehen, um imstande zu sein, sie bei Ausfällen sachkundig zu reparieren.

Kaum jemand kam auf die Idee, einen Körper vollständig als ein automatisches Getriebe zu beschreiben, und stets gab es neben den maschinellen Vorstellungen auch die durch den christlichen Glauben gelieferte Gewissheit, dass die Gesundheit eines Menschen so etwas wie die Geborgenheit seiner Seele widerspiegele, die es zu beachten und zu bewahren galt. Tatsächlich nahm bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die »seelsorgerische Versorgung der Hospitaliten [...] immer einen breiten Raum ein«, und in den Schriften aus diesen frühen Tagen der Charité werden die Ärzte »entweder gar nicht oder erst an zweiter Stelle« erwähnt, wie die Charité-Annalen im Jahr 1910 zu berichten wissen, als es galt, das zweihundertjährige Bestehen der Anstalt zu feiern.

In der Frühzeit der preußischen Monarchie traten die beiden Denkweisen noch gleichberechtigt neben- und miteinander auf, die sich gewöhnlich als Glauben und Wissen beziehungsweise als religiöses und rationales Vorgehen gern in die Quere zu kommen scheinen. Im Verlauf dieses fortschrittlichen Wechselspiels wurde der Weg frei, den ursprünglich christlichen Gedanken, dass ein Kranker nicht allein gelassen werden könne und die Hilfe anderer brauche, in die praktische Tat umzusetzen. Man musste nur die Idee der Nächstenliebe mit der empirischen Feststellung verbinden, dass eine Stadtbevölkerung nur dann vor einer ansteckenden Krankheit geschützt werden konnte, wenn die Betroffenen isoliert und in »Lazareth-Häuser« außerhalb der Mauern untergebracht wurden. In diesem zugleich religiösen und rationalen Geist hat Friedrich I. 1710 die Gebäude errichten lassen, denen sein Nachfolger den rein christlich verstandenen Namen Charité gegeben hat.

Friedrich Wilhelm I.

»Zwei gegensätzlichere Menschen als den ersten und zweiten preußischen König kann man sich kaum vorstellen«, wie der englische Historiker Christopher Clark in seinem Buch über Preußen schreibt, das den Aufstieg und Niedergang dieses politischen Gebildes zwischen 1600 und 1947 schildert: »Friedrich war weltmännisch, offen, gesellig und umgänglich. Er sprach mehrere Fremdsprachen, darunter Französisch und Polnisch, und förderte bei Hofe nach Kräften die Künste ebenso wie die Wissenschaft. [...] Friedrich Wilhelm I. dagegen war extrem misstrauisch, schroff, mitunter geradezu roh im Umgang und tendierte zu Wutausbrüchen. [...] Jegliche Form von kultureller oder intellektueller Betätigung, die keinen praktischen [gemeint ist damit im Wesentlichen: militärischen] Nutzen hatte, betrachtete er mit großer Skepsis.«²

Der Führungswechsel erfolgte 1713, und wenn sich die soziale Kompetenz des neuen Königs auch in Grenzen hielt und die Kultur unter seiner Regentschaft insgesamt vernachlässigt wurde, so zeigte sich bei Friedrich Wilhelm I. stets eine große Begabung, »wenn es darum ging, Institutionen aufzubauen«. Zu diesen gehörten das Gesundheitswesen im Allgemeinen und insbesondere das Pesthaus, das nach dem Verschwinden des ursprünglichen Zwecks in erster Linie als Arbeitshaus für Bettler und »gefallene« schwangere Frauen sowie als Verwahranstalt für arme Kinder gedient hatte.

1713 erhielt Berlin zum Beispiel auf königliche Anweisung ein »Anatomisches Theater«, in dem unter anderem künftige Militärärzte, Chirurgen und Hebammen ausgebildet wurden, und neun Jahre später wurde das legendäre »Collegium medico-chirurgicum« eingerichtet, in dem neben anatomischen Kursen auch Vorlesungen über medizinische Grundlagen abgehalten wurden.

Beide Neuerungen haben zunächst nicht direkt mit der Charité zu tun, die bald aber auf die steigende Zahl von bedürftigen Menschen in dem größer werdenden Berlin reagieren musste. Das für sie zuständige Armendirektorium verlangte nach einem karitativ

ausgerichteten Hospital, und 1726 unterbreitete der Stadt- und Amtschirurgus Christian Habermaass dem König den Vorschlag, das Gebäude in ein Krankenhaus und in eine Institution der ärztlichen Ausbildung umzuwandeln: Das alte Pesthaus sollte eine »Heil- und Lehranstalt« werden.

Habermaass empfahl dem König, »in dem Garnison-Lazareth vor dem Spandowschen Thor von Berlin auch ein Bürger-Lazareth« einzurichten, und er erklärte ihm, warum das sowohl für die Feldärzte als auch für die Medizin von Vorteil sei: In der Ausbildung für die Heilberufe könne nämlich dann die praktische Erfahrung am Krankenbett die theoretische Schulung im »Anatomischen Theater« ergänzen.

Die Eingabe mit dem zukunftsweisenden Konzept kann als logische Fortsetzung des am 27. September 1725 vom König genehmigten »Medizinaledikts« verstanden werden, das die Grundlage für die Entwicklung des preußischen Gesundheitswesens im kommenden Jahrhundert bilden sollte. Darin ging es um die Ausbildung, die Prüfung und die Zulassung (Approbation) von Personen, die in Heilberufen tätig werden wollten. Solche Menschen gab es natürlich bereits vor jeder staatlichen Regelung in großer Zahl als Hebammen, Bader, Barbieri, Wundärzte, Feldschere, wie für das Militär tätige Wundärzte hießen – zum einen weil viele Menschen krank wurden und fremde Hilfe brauchten und zum anderen weil sie als sittlich Handelnde nicht auf eine amtliche Maßnahme warten wollten.

Zu Beginn der Gesundheitsversorgung gab es kein durchorganisiertes Medizinsystem, sondern eine Vielzahl von segensbringenden, barmherzigen Personen, die ihre wohlthätigen Dienste als Militär- oder Landärzte anboten. Zu ihnen gesellten sich im Lauf der Zeit einige seltsame Gestalten, die uns merkwürdig erscheinende Angebote machten und zum Beispiel als Starstecher oder Zahnbrecher für Heilung oder zumindest für Befreiung von allen möglichen Leiden sorgen wollten. Im Volksmund hießen die mobilen Gesundheitsarbeiter Quacksalber, was zunächst gar nicht abwertend

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Ernst Peter Fischer

Die Charité

Ein Krankenhaus in Berlin
1710 bis heute

Gebundenes Buch, Leinen mit Schutzumschlag, 288 Seiten,
13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-88680-880-9

Siedler

Erscheinungstermin: August 2009

»Forschen, Lehren, Heilen, Helfen« – 300 Jahre Berliner Charité

Die Charité in Berlin ist eines der bekanntesten Krankenhäuser der Welt und die größte Universitätsklinik Europas. Nun erzählt Erfolgsautor Ernst Peter Fischer die 300-jährige Geschichte dieser Institution – von den Anfängen als schlichtes Pesthaus, über die Zeiten als politisches Prestigeprojekt unterschiedlichster Herrscher, bis zum heutigen hochmodernen Zentrum der medizinischen Forschung. Die Geschichte der Charité ist damit zugleich auch eine Geschichte der modernen Medizin.

Im Herzen von Berlin, zwischen Hauptbahnhof und Friedrichstraße, liegt eines der ältesten und bekanntesten Krankenhäuser der Welt. 1710 ließ der preußische König Friedrich I. aus Angst vor einer Pestepidemie ein »Lazarett«, ein Quarantänehaus, vor den Toren der Stadt erbauen. Wenige Jahre später erklärte der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. per Kabinettsorder die Einrichtung zu einem Bürgerhospital und dekretierte: »Es soll das Haus die Charité heißen.«

In ihrer 300-jährigen Geschichte hat die Berliner Charité einen weiten Weg zurückgelegt: Zunächst ein reines Armenkrankenhaus, in dem vor allem Mittellose, Prostituierte und Soldaten behandelt wurden, hat sich das Hospital heute zu einer der renommiertesten Universitätskliniken und einem der fortschrittlichsten medizinischen Forschungszentren der Welt entwickelt. In der Charité wirkten so bekannte Ärzte wie Rudolf Virchow und Ferdinand Sauerbruch, die das Heilen Kranker und die Bekämpfung von Krankheiten revolutionierten. Nicht zuletzt spiegeln sich in der Geschichte der Berliner Charité auch die bahnbrechenden Entwicklungen und Entdeckungen, die die moderne Medizin erst möglich gemacht haben.



[Der Titel im Katalog](#)